

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von E. Friede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wir sind ja erst acht Tage hier, Wald, und die lange Fahrt will erst überwunden sein. Mut! Mut!“

Da schlug er die Augen auf.

„Susi — was ist dir?“ fragte er ängstlich und heftete seine Blicke prüfend auf die Schwester. „Bist du müde? Du siehst so blaß aus und gehst immer still und allein deine Wege — was ist dir, Schwesterling?“

Er sah, wie Susi die weißen Zähne in die Unterlippe bohrte, als wollte sie einen Schmerz verbeißen. Sie kam ihm ganz fremd vor, und nicht erst heute. Seit der Abreise der Berliner Ferienkolonie ging sie wie im Traum. Waldemar raffte sich auf. Er fühlte, wie sich hier eine neue Gefahr zusammenballte, und bekam eine stille Furcht vor dem Rothkirchischen Verhängnis der letzten Jahre. Sein Blick wurde fast streng.

„Du darfst nicht, Susi! Was es auch ist — du darfst nicht traurig sein. — Denk an Papa!“

Susanne sah den Bruder überrascht an und sagte sich schnell.

„Du kannst ruhig sein, Wald, es ist nichts, nichts Besonderes! Eine schlechte Herbstlaune, weiter nichts.“

„Ich weiß — du hängst an Lotte,“ sagte er leise, wie nach Erklärungen suchend. „Aber leben wir jetzt nicht glücklich? Ihr wenigstens — ihr könntet jetzt glücklich sein, wo Vater den Kopf wieder oben hat. Lotte Wölflin siehst du ja bald wieder — aber jetzt kind“ — er sprach das mit weicher Eindringlichkeit — „jetzt müssen wir uns zusammenehmen. Wollen wir mit Gewalt neues Ruheit heraufbeschwören?“

„Wer fährt mit nach Positano?“ dröhnte die Stimme des Freiherrn in diese Unterhaltung, frisch wie eine Fanfare. Es war wie ein reinigendes Gewitter.

Die Geschwister sahen den Vater oben im Fenster stehen, den grauen Kalabreser über dem braunen Gesicht, aus dem die lachenden Augen in den hellen Morgen blühten.

„Lauf, Susi, ich kann nicht mit! Lauf, Lauf!“

Sie drückte dem Kranken flüchtig die Hand und eilte davon.

Wenn der Vater lachte, war es immer ein Göttergeschrei. Susi kam sich diesem Lachen gegenüber sehr klein mit ihren eigenen Gedanken und Sorgen vor. Wehe ihr, wenn ein Schatten ihres Gesichts oder eine fremde Linie über den Lippen dieses Lachens auch nur einen Augenblick verschleuderte! Wie ändert sich das Leben, und wie ändern sich die Menschen! Früher war sie es, die alles daran setzte, das ernste Gesicht des Vaters aufzuheitern — heute war der Freiherr v. Rothkirch der allzeit Lachende, und seine Kinder ließen den Kopf hängen.

„Susanne — Weichling — Schwächling!“ schalt sie sich. Da war sie wieder oben auf und in den Armen straffte sich die neue Kraft.

Fran Nataly stand schon mit dem roten Sonnenschirm im Treppenhause. Ihre Wangen blühten. Sie ging Susi mit einem leichten, lebhaften Schritt entgegen.

„Und Wald kommt nicht?“

Ein Schatten flog über ihr Gesicht.

„Armer Junge!“

Sie wollte noch zu ihm hin, aber etwas Dunkles hielt sie zurück.

„Er könnte mir den Schmerz aus den Augen lesen! — Nein!“

Sie rief ihm über die Hecken einen Gruß zu. Dann stiegen die drei das malerische Gewirr der Felsstufen hinauf, an den blühenden Dachgärten entlang zur kleinen Piazza des Städtchens und mieteten einen Wagen. Rothkirch ging noch zur Post und fragte nach Briefen aus Deutschland, denn sie hatten bisher noch keine einzige Zeile bekommen. Jetzt war allerlei da, von Broniu mit der festen Handschrift Tschammers, von Professor Ladenburg, von Lotte Wölflin und zuletzt ein dicker Brief mit den Büchern seines Bruders. Der Freiherr sah die kleinen, korrekten Buchstaben scharf an; sie hatten eine unsichere Physiognomie, und es legte sich etwas Beklemmendes auf seinen Atem. Rothkirch steckte den Brief in die Brusttasche.

„Bernach!“

Der alte Cochieri auf dem Bod des leichten Einspanners nötigte Susanne zu sich herauf. Sie kannten sich schon, und er war glücklich, nicht stumm dastehen zu müssen; Susi sprach das Italienische mit Temperament. Sie hatte Lottes Brief rasch überflogen; was sie suchte, fand sie nicht darin. Sie träumte ins Weite.

„Andate piu adagio, Antonio!“

Der Italiener fuhr langsamer. Links das blaue Meer, rechts die bunten Berge. Es war eine unvergleichliche Fahrt auf dieser wunderbaren Seestraße durch Conca Marini, Jurote und Prajano, wo haltgemacht wurde. Rothkirch brachte die Damen in einer freundlichen Osteria am Strand unter und machte sich auf ein halbes Stündchen frei. Er schlenderte durch die wenig belebten Gassen in die Weinberge, setzte sich auf einen Felsblock und zog hastig den Brief seines Bruders hervor.

Schon bei den ersten Zeilen verfinsterten sich seine Augen. Er nahm den Hut ab und warf ihn neben sich. Dicke Schweißtropfen perlten von der Stirn. Der Kopf sank immer mehr vornüber und berührte fast die Brust, die kaum merklich atmete. Der Brief schloß:

„Also dies alles nur zu Deiner Information. Es hat ja, so fatal es ist, an sich nichts zu sagen. Der dicke Strich, den wir damals zogen, soll unverrückt bleiben. Es ist in den Jahren ein stilles, reiches Glück diesseits des Strichs aufgeblüht, und wehe dem, der dieses Glück zu stören sich unterfangen sollte. Mit schwerem Herzen habe ich die Feder

zur ersten Zeile angefeht — mit fröhlich-leichtem Herzen komme ich zum Schluß und wünsche, daß meine Zeilen ein gleiches Herz in Dir vorfinden. In Treue Dein alter Lothar.“

Rothkirch richtete sich aus seinem dumpfen Brüten hastig hoch.

„In seiner Hand? — Unerklärliches Verhängnis! — Aber — Bruderherz, du hast recht: Wehe dem, der dieses Glück hört!“

Er stand auf und zerriß das Schreiben in hundert kleine Fetzen und verstreute sie in die Nebstöße hinein, während er kräftig ausschritt, zurück nach Prajano. Am Rathaus traf er auf ein paar junge deutsche Maler, die am Strand gearbeitet hatten und nun noch ein Gassenmotiv suchten. Er lud sie zu einer Karaffe Wein ein und landete mit den lustigen Gästen in heiterer Stimmung in der Osteria am Strand.

Aus der Fahrt nach Positano wurde nichts mehr. Rothkirch ließ ein reiches Mittagmahl herrichten und überbot die jungen Leute in Wit und Scherz.

Frau Nataly hatte ihren Gatten in einer solchen Ausgelassenheit noch nie, auch in den ersten Jahren nicht, gesehen und verirrte sich wieder, trotz der Lustigkeit, die sie umbrandete, in den Ratselgängen der alten Broniner Gräben, die immer mit der Frage endeten: Wo finde ich den Faden, der mich durch das Seelenleben dieses Mannes leitet?

Am Abend dieses Tages konnte Susanne nicht zur Ruhe kommen. Sie grübelte über ihren Vater nach und kam zuletzt immer wieder auf sich selbst zurück. Schließlich fand sie sich gar nicht mehr zurecht, schlug mit der Hand durch die Luft, als ob eine Mücke dort sie quäle, und schalt sich wirr und einfältig. Nächstens wurde sie zwanzig Jahre alt.

„Da könntest du aber wirklich wissen, verjügte Susi du,“ sagte sie bei sich, „was du eigentlich willst! Träumst mit offenen Augen in den hellen Tag hinein —“

Sie nahm Lottes Brief zum soundsovielten Male vor und las ihn wieder durch. Es war eine Leere darin, das hatte sie gleich beim erstenmal empfunden. Ja — was hatte sie denn gehofft?

Wieder dies unklare Träumen über etwas, das ein Nichts war. Aber da fiel ihr Blick auf eine Zeile, und diese bekam plötzlich Leben.

„Tante Malchen grämt sich um Erich, meinen Bruder. Er schrieb vor acht Tagen eine Karte aus Marseille, seitdem ist er still!“

Susanne Rothkirch war von Bronin bis Amalfi wie in einem Schleier gegangen, der ihr den Blick umflorte.

„Dort grämt sich jemand um einen andern!“

Was lag in diesem Wort? — Sprachen hier nicht zwei Seelen miteinander, die Hunderte von Meilen auseinander waren und doch eins sein wollten?

Sie schloß die Augen, denn es war ihr, als rücke etwas vor ihrer Seele fort. Ein Windhauch fuhr in den Schleierflor und trieb ihn zur Seite, daß die helle Sonne hereinstrahlte, und in der klaren Ferne hob sich das Bild Erich Wölflins ab. Seine braunen Augen lachten sie an, mit derselben natürlichen Kameradschaftlichkeit wie damals beim Walzer unter den grünen Parkbäumen auf Bronin, und sie fühlte seinen Händedruck, so weich und doch derb, und das Blut schoß ihr in die Wangen.

Vor dem Spiegel sah sie, wie schön sie in dieser Röte war, und hatte nur einen Gedanken:

„Ja, ich will schön sein, immer frisch und schön — für ihn!“

Als sie einschlief, war es ihr, wie wenn ihre Seele auf ein lilafarbenes und brennendrotes Blütenfeld hinabglitt und weiche Lüfte sie kusten. Ein glückliches Wächeln verschönte ihr schmales Gesichtchen, und ein tiefer, traumloser Schlaf stärkte sie für ein seliges Erwachen.

15. Kapitel.

„Eine sehr empfindliche Frage, Herr Professor — darf ich Ihnen diesmal, na sagen wir: mit einer familiären Sache kommen? Sie haben uns ja nun so ein bißchen kennen gelernt — es geht um Fräulein Wölflin —“

„Ja, die Lotte.“ Professor Ladenburg suchte einen Stuhl und wiegte den Kopf bedächtig hin und her. „Seit Tante Malchen Trautwein nicht mehr ist — mein Gott, wie lange ist es denn her, seit wir sie begraben haben? — Doch, es sind schon zehn Tage — das Mädchen hat ja seitdem fast den Verstand verloren. Spinnt sich da oben ein — ist nur

noch ein Schatten — und der Bruder weit weg, der Vater tot — es ist ja ein Jammer!“

Freiherr v. Rothkirch war in tiefer Bewegung aufgestanden und an das Fenster getreten. Auf dem Hohenzollern-damm lag tiefer Schnee und von dem dunkelgrau verhängten Himmel fielen weiter Milliarden Floden herab.

Es war etwas Untröstliches in dieser bleifarbenen, lautlosen Schneestimmung.

„Das ist es, Professorchen — wir dürfen das Kind nicht allein lassen mit seinen schweren Gedanken. Wir müssen etwas tun. Oder vielmehr: wir haben schon Familienrat abgehalten. Meine Frau, Susanne, Evi — sie haben nur einen Wunsch, dem ich mich nicht weniger eifrig anschließe. Wir wollen Fräulein Wölflin bei uns haben — nein, nein, besser Professor“ — wehrte er ab, als Ladenburg etwas einwenden wollte — „nicht als Gast mit halber Heimstätte. Wir kennen Fräuleins Abneigung gegen Müßiggängerei und ihren Wunsch, selbständig zu arbeiten und auf eigenen Füßen zu stehen. Sie will in den städtischen Schuldienst treten. Sie weiß nicht, daß das für ein junges, wachsendes Mädchen ein schwerer, aufreibender Dienst ist. Sehen Sie — da — nun rund heraus: ich möchte Fräulein Wölflin für meine Eva haben. Mademoiselle Tichu verläßt uns in nächster Zeit — was dann? Sie sehen mich groß an, Herr Professor?“

„Nein, nein, ich verstehe vollkommen. Aber ich glaube schwerlich, daß Lotte in ihrer jetzigen Stimmung von hier fortgehen wird.“

„Also offen gesprochen, Sie würden mir nicht gefällig sein können? Nicht einmal bei Fräulein Wölflin anpochen?“

Ladenburg schwieg. Da richtete sich Rothkirch auf und runzelte die Augenbrauen. Seine Stimme hatte einen dunklen, fremden Klang.

„Aber Sie müssen, verehrter Herr Professor!“

Er ergriff Ladenburgs Rechte und preßte sie fest.

„Sie müssen wirklich, denn Sie wissen nicht, was uns das Mädchen geworden ist. Bestimmen Sie alles, wie Sie wollen. Jede Bedingung wird erfüllt. Bringen Sie uns“ — seine Stimme wurde wieder väterlich warm — „bringen Sie uns Fräulein Wölflin ins Haus!“

Professor Ladenburg sagte zu, mit Lotte zu sprechen und nach Möglichkeit auf sie einzuwirken.

„Ich werde noch heute hinaufgehen, Herr Baron. Es ist auch vielleicht das Beste für die Kleine.“

Aber der alte Herr klopfte auf taubes Gestein. Lotte Wölflin lebte nur noch einem Gedanken, ihrem Bruder.

„Ich kann nicht fort von hier, ich kann es nicht. Will man mir denn alles nehmen? Mutter, Vater, Tante Malchen und noch Erich? Ich muß bei ihm sein. Ach, Herr Professor, ich halte in einem fort eine so kalte Furcht, daß er vielleicht nicht wiederkommt!“

Sie schrie auf:

„Es liegt ein Unglück über unserer Familie!“

Dann verank sie wieder in das Schluchzen und Brüten, bei dem der Professor sie angetroffen hatte. Als er gehen wollte, sah sie ihn weich und wehmütig an.

„Herr v. Rothkirch war wie ein Vater zu mir, und ich könnte ihn manchmal lieben wie einen Vater, und seine Kinder sind die Treue selbst. Aber es ist etwas — ein fremdes Gefühl, was ich habe, das mir sagt: Du gehörst dort nicht hin! Nach dem einzig schönen Sommer auf Bronin ist es undankbar, so zu denken. Das weiß ich. Aber ich kann nicht anders, Herr Professor.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebe des Veit Hardehuff.

Erzählung aus dem alten Köln.

Von Otto Braun.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

IV.

Drei Tage vergingen, ohne daß von Hardehuff und Schwerdt Kunde kam. Am Abend des dritten Tages begegnete dem alten Lambert, der um Neugierigkeiten aus war, Dietrich Walrave und Jörg Krafft, die zusammen auf einem abgetriebenen Ross, auf dem sie nachsetzenden Feinden entgegen waren, durchs Eigelsteiner Tor geritten kamen. Sie hatten nach den beiden Vermissten forschen und selbst Kunde vom Feind bringen sollen. Die beiden suchten auf des Bogts Fragen die Achseln und sahen zur Seite. Was sie gesehen hätten, könnten sie eigentlich nur dem Rat sagen; aber sie brächten ungute Kunde.

Seitab von der Beerstraße, nicht allzu fern der Stadt, hätten sie Schwerdt in seinem Blute schwimmend gefunden, von Hardefuß aber keine Spur. Die Umstände deuteten drauf, daß nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sein könne.

„Ihr Herren,“ fuhr der Vogt auf, „was soll das? Sprechet deutlicher!“

„Was fällt Euch ein, Alter? Haben Euch schon zu viel gesagt! Gebt Raum.“ Und die beiden setzten den Weg zum Rathaus fort. Bestürzt eilte Lambert nach Hause. Dorthin waren ihm schon üble Gerüchte vorausgegangen. Das Gesind steckte die Köpfe zusammen und flüsterte sich Schauerwärmen in die Ohren. Der Vogt drohte jedem den Hals umzudrehen, der dem alten Hardefuß oder Junger Eve davon erzählen würde. Seine Sorge war überflüssig.

Dem kaum war vom Turm die zehnte Abendstunde verflunden, da schlug wieder der Mopser am Hardefußstore. Da rannte alles im Patrizierhaufe durcheinander, denn nun mußte das Unglück kommen. Der Bürgermeister und Othegraben waren es und verlangten sogleich Herrn Bartholomäus zu sprechen. Finstern Gesicht warteten die beiden im halbdünen Flur auf den Dausherren, den man aus seinem Gemach holte.

„Aber ich bitt Euch, Ihr Herren, so tretet doch näher. Was bringt Ihr zu so später Stunde?“ Herr Bartholomäus kam mit ängstlichem Gesicht die Treppe herunter.

„Wir bringen Böses,“ sagte der Bürgermeister kurz. „Das Schlimmste, Hardefuß. Da, lest!“ Er reichte dem Alten einen Feszen grauen Leders. Schien von einem Koller gerissen. Herr Bartholomäus las langsam die unsichere Schrift:

„Ich schwör in des Todes Angesicht, daß mich Veit von Hardefuß, da er um meine Liebe zu Eve Elmspergerin weiß, erschlagen habe. Gott sei seiner und meiner Seele ein gnädiger Richter. Geschrieben mit meinem Blut am Tage des heiligen Bonifatius. Krißpin von Schwerdt.“

Wie ein Irzer sah Herr Bartholomäus von einem zum andern: „Was ist das? Was soll mir das? Was wollt Ihr von uns?“ Er griff nach einem Halt. „Wo ist Veit? Veit!“ Schrie er plötzlich mit lauter Stimme. „Eve! Hört, wessen man Euch bezichtigt! Eve, hast du ihn verraten wollen? Heilige Mutter Gottes!“ Und ohne Sinn vor sich hinbetend, sank der alte Mann in einen Sessel.

Man fand das Indizium neben Schwerdts Leiche. Wir glauben, Euch selber von dem Unglück Mitteilung machen zu sollen, Hardefuß, ehe Ihr's von andern erföhret. Ist man nit zum ändern! Ihr müßt als ein Mann tragen. Glaubt, es trifft auch uns wie ein Bliß, daß einem Wöner Geschlecht solches widerfahren muß. Und das bei dieser Zeit! — Aber unferes Amtes ist noch mehr. Wir müssen Euch bitten, auf die Jungfer Elmspergerin ein Augenmerk zu haben, weils möglich sein mag, daß sie von dem Geschehen vorher gewußt hat. Sie hat sich, wie man weiß, bemüht, die zwei Nebenbuhler zusammen den bösen Gang zu schiden. Und als Neufferin —“

Da schwankte Eve blaß wie Linnen die Treppe hinab.

„Ach hab gehört, um was es geht, Ihr Herren! Was verlangt Ihr von mir?“

Zum andernmal am gleichen Abend schlug man draußen ans Tor. Zwei Stadtknechte verlangten nach dem Bürgermeister. Man habe Hardefuß gegriffen, als er soeben am Eigelsteiner Tor Einlaß geheischt habe. Wie ein Bliß wars. Ungläubige und entsetzte Blide hingen an den Gesichtern der Boten.

„Wollt Ihr uns begleiten, will ichs nicht hindern.“ Wie ein Befehl klang's. Othegraben und der Bürgermeister schlugen die Mäntel zusammen, und der traurige Zug verließ von den zwei Knechten gefolgt das Haus.

Veit Hardefuß hatte geschäumt und geraßt wie ein gefangen Raubtier, als man am Tor zu seihen über ihn hergefallen war und ihn in Ketten gelegt hatte. Zweimal hatte er die Fessel zerrissen. Dann schämte er sich seiner Wildheit und gab sich in alles. Die Klarheit würde bald genug das Eisen von selber fallen machen. Möchten die Knechte ihre Pflicht tun. Als man ihn aber ohne Verhör in den Turm warf, schauderte ihn zum erstenmal in seinem Leben. Was konnte vorgegangen sein? Wußte man hier schon von seinem Kampf mit Schwerdt? Ruhelos wanderte er in dem engen Kerker auf und ab, bis der Morgen graute.

Nun stand er vor dem Richter. Verächtlich waren seine Blicke über die Menge gegangen, die sich hinten im Saale drängte und dem Geschlechterjohn nichts Gutes wünschte. Wie ein unheimliches Tier, tickisch und böse, blickte das Volk auf den Gefangenen. Eve wurde in den Saal geführt. Flog auf Veit zu und hing wie eine Berspweifelte an seinem Halse, ehe die Knechte dazwischen springen konnten. „Veit, mein Veit, was hast du getan?“

Woll Stamen blickte der Junker um sich. Klar wurde ihm erst, was ihn drohte, als man ihn und Eve auseinanderriß und der Stadtrichter die Klage erhob und Schwerdts verhängnisvolle Schrift verlas. Ein Schrei des Jorns brach von seinen Lippen.

„Das hat er getan? Der Berruchte?“ Und leiser: „Gott sei seiner armen Seele gnädig!“

Dann begann das Verhör. Walrave und Krafft sagten aus, wie sie den Toten und in seiner starren Hand die Anklage gefunden hatten. Eve sollte aussagen, warum sie Schwerdt und Hardefuß mit solviel Sorge auf den Unglücksweg zusammengeführt habe. Ihre Antwort, daß es Veits wegen geschehen sei, fand Zweifel.

Veit bestätigte, was Eve sagte. — Ob er gestehen wolke?

— Wohl, er habe Schwerdt erschlagen — aber, beim Blute Jesu Christi — in gerechter Nothwehr. Der Lange habe ihn, als man von einer glücklichen Erfindung zurückgekommen sei, heimtückisch angefallen. Nur seinem behenden Flußweichen seis zu danken, daß der Stich, den Schwerdt ihm zugebracht, nicht tiefer gegangen sei. Freilich, dann habe der feige Gezell ins Gras beißen müssen. Was ihn zu etnem solchen Verrat getrieben haben könne? Nun denn, nichts anderes als Haß und blinde Eiferucht. Was er, Veit, zu der blutigen Urkunde sage? Veit sah den Feszen an und schüttelte wieder voll ungläubigen Entsetzens den Kopf. Das müsse Krißpin von Schwerdt mit seinem höchsten Richter ausmachen. Solche Schlechtigkeit gehe über Menschliches.

Das Verhör ging weiter. Aber trotz der Drohung mit schwerer Folter war aus Veit nichts anderes herauszudressen.

„So ist's, Ihr Herren, wie ich sage, und nit anders.“ — sein Ungestüm riß ihn fort — „und wenn Ihr in mein Ritterwort noch einen Zweifel legen wollt, so mag der Teufel Euer Angerhager sein! Ich warn' Euch, den Bogen zu straff zu spannen!“

Da drang Dohnlachen aus der Menge. Er droht? Der Denker soll ihm die Zähne in den Hals schlagen, dem Scheknen! Was veröhrt man ihn noch? Den Waffengenossen erschlagen hat er! In den Turm mit ihm zum Verhungern! Das Schwert ist zu schade für einen solchen! Des alten Schwerdt Geld wirkte unter dem schreienden Volk. Da erblachte Veit und fühlte, wie das Unheil nach ihm die Arme redte. Die finsternen Gesichter, das rote Wams des Denkers, die dämpfer brennenden Kerzen sahen ihn plötzlich ganz anders an.

Man kannte des Toten und Veits alte Nebenbuhlerschaft, und das Dokument mit seinen blutigen Zeichen sprach eine zu fürchterliche Sprache. Wie sich auch Othegraben und andere um die Unschuld des Junkers mühten, der Spruch lautete, wie es im voraus für die meisten festgestanden hatte, auf Schulbig des Nordes an einem Waffengefährten. An des Toten Zeugnis sei nicht zu rütteln. Veit Hardefuß wurde verurteilt, durch Hunger vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Da schrie Eve auf und versuchte zum zweiten Mal zu dem Geliebten vorzubringen, doch die Stadtknechte hielten sie zurück. Veit aber riß sich aus den Fäusten von viereen oben stürzen, die ihn halten wollten, stieß die Schergen beiseite und stürzte zu dem Mädchen hin. Da wagte niemand mehr, Hand an ihn zu legen. So herzzerreißend war der Abschied der beiden, daß in manchem ein Zweifel aufstieg, ob es der Junker nötig gehabt hätte, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Als schließlich die Knechte, denen selbst die Tränen in den Augen standen, die beiden trennten, und Veits schlankte Gestalt, vom rasendem Schmerz geschüttelt, aber hoch aufgerecht mitten im Saale stand, da drang aus der Menge kein Laut mehr.

„Ihr habt nach Euerm Gewissen gehandelt!“ schrie der Verurteilte in die Stille hinein. „Das will ich Euch zur Ehr glauben! Aber es muß der Augenblick kommen, da Euch das ein schlechter Trost sein wird!“

Schmerzlich sah der Junker die einstigen Freunde an. Dann führte man ihn hinaus.

Sorgenvoll und zweifelnd schüttelten die Alten die Köpfe. Wenn das am grünen Holze geschah — Und zu solchen Zeiten —

V.

Das Rheinwasser schlürfte und gluckte und gurgelte in den Mauerfugen des Hungerturms. Das Rheinwasser erzählte und plauderte, wie ein harmlos Kind einem Todfranken vom Spiele redet.

„Weißt du noch, Veit Hardefuß, wie du an meinem Ufer spieltest, wenn der Sautewind übers Land durch die Pappeln und Weiden ging? Wenn tausend kleine weiße Dämmner auf meinem Rücken hüpfen? Dimmelschlüssel bandet Ihr Euch zu Kränzelein und legtet sie auf den Lodenkopf. Weißt du noch, wie du branten am Feinpad in den Fluß fielest, als du mit einer krummen Nadel Fischlein fangen wolltest? Und wie Frau Agnes, deine Mutter, ein schmales Höslein stramm zog?“

Veit lächelte.

„Und einmal standest du im Wendsonnengold am Ufer unter der alten Weide und schwenktest des Turmwächters schwarze Grete im Kreis und riefst lachend: Frau Hardefußin! Weißt du noch, wie dann die Svagen vom Rathausdach piffen, und der Herr Vater dich auf ein Fährlein nach Holland schickte?“

Freilich, Veit wußte es noch.

„Ach, und wie die Wellen gingen, als Dietrich Walrave am Werf in den Rhein sprang, um nach dem Schlüssel zu tauchen, den Ihr ihm im Uebermut ins Wasser geworfen? Und wie du schließlich Schlüssel und Dietrich aus dem Wasser ziehen mußtest? — Und weißt du auch noch — und die Rheinwasser narrenmelten sich und geheimnisvoll, — wie der Mondschein überm Strom lag, als du vor wenig Tagen drüben am anderen Ufer in den Himmel schautest und zu einem blönden Mädchen kein Wort zu finden wußtest?“

„Eve!“ Schreiend fuhr der Gräbelnde auf und starrte um sich. Was war das wieder? Wo war er? Hatte er nicht eben noch traute Zwiebrach mit einem gehalten?

Ein Wassertropfen vom feuchten Gewölbe fiel ihm auf die Hand. Da besann sich der Gefangene und sank auf den Steinblock, darauf er gelesen, zurück. Eine Ratte huschte über sein Knie.

Zeit schauderte nicht mehr davor. Wer drei Tage und zwei Nächte ohne Essen und Trinken im Turm gewesen ist, schaudert vor nichts mehr. Der Wind ging draußen um die Mauern und drehte auf dem Dach im Regen die kreischende Wetterfahne.

„Gut!“ — hörte er. „Gardelust, was seid Ihr allein? Wo ist die lustige Kompanie vom blauen Karpfen? Was möchten Euch jetzt das Häßlein Bacharader und der Reziemer taugen, die der lauge Schwert verlor? Warum schlagt Ihr ihn auch tot? War Euch doch noch die Wette schuldig! Und wegen einem Mädel! Wenn Ihrs genau bedacht, hat Euch doch eben dies Mädel in den Tod getrieben!“

„All ihr Heiligen, macht ein Ende!“ Zeit rang die siebigen Hände. „Die Daul dauert lang genug! — Herrgott, du weißt, daß ich nicht schuldig bin!“ Er knirschte mit den Zähnen. Dem der Wille zu leben war noch nicht tot in ihm. „Zum tausendsten Mal sag ichs dir, du mußt mir helfen, oder du bist nit allmächtig!“ Über die Wetterfahne freilochte. „Hört, was ich sage. Zeit Gardelust. Ich sieh schon lange Menschenalter hier oben. Und noch nie ist einer heil aus dem Turm kommen. Tut den Sprung, und Ihr seid ledig alles Leids. Eure Ede seht Ihr doch nimmer. Wozu wartet Ihr den Wahnsinn ab?“

Zu den Sprung? Den Sprung nach dem Brot und dem Fleisch, die drohen von der Decke hängen und wie die Sünde locken? Den Sprung, der aber auf die schwankende Falltür und dann in die scharfen Meißer führen müßte? Der nach dem Leben wies und in den Tod führte?

Zeit wachte die Hände an die Ohren, um das rostige Eisen nicht zu hören. Aber der schrille Ton schnitt durch die schwebende Wand. „Dibi! Ihr fürchtet Euch? Auch redt! Wartet, bis Euch der Fresser in seinen Krallen hat. Dauert noch einen Tag oder zwei, dann fressen Euch doch die Meißer. Wer hört, seid vernünftig! Seht, Euer Strahlen hilft zu nichts. Und wer weiß? Vielleicht glückt Euch, das Brot zu greifen, ohne daß Ihr die Falle am Boden trefft! Versucht! Wart doch immer solch behender Springer! Dibi! Dibi!“

„Schweig, verfluchtes Blendwerk!“ leuchte Zeit. „Ich will nicht! Und darf nicht! Er wartet. Er wird mich retten! Und kann sieh nicht — ich will lieber Hungers sterben, als mich durch die Meißer in Stücke schneiden lassen! Schweig!“ Lauer sich, ballte der Gejangene die Fäuste.

„Schweigen soll ich? Dibi! Nun erst recht nicht! Ist das eine Art? O, ich weiß noch mehr! Hörst du heute toll die Kartanten brüllen? Ob das hörst! Du standest ja und stitdest! Da haben sie den Reizern den Garaus gemacht; und du warst nicht wundtän! Geht auch ohne dich! Freilich, wer die eigenen Leut erschlägt —“

— Und die Bein des Verurteilten hing ins Ungemeßene.

Als der Mond bleich durchs Gitter bligte, der Wind nicht mehr blies und das böse Freischen auf dem Turm verstummte war, schlief Zeit den letzten Schlaf. Im Morgenrauschen erwachte er, weil der Wind mit Tagesanbruch wieder aufsprang und das Eisen auf dem Turme von neuem knarren machte. Da erhob sich der Gejangene vom Steinboden. Taumelte zur Falltür, ohne die Lockereien darüber zu beachten, tat den Schritt auf das weiche Holz und stürzte lautlos in die Tiefe, wo freyweis die geschlossenen Schwerter in dem dunkeln Schacht ihres Opfers warteten. Die Wasser des Rheines flüchteten im Gemäuer.

Erst nach acht Tagen, als die Wege wieder sicher waren, meldete sich dem Rat ein Bauer. Er habe gehört, daß man einen Kölner Geschlechtersohn gefangen gesetzt habe, weil er einen Gefährten erschlagen. Nun, er habe aus einem Buch heraus ansehen müssen, wie zwei Kölner am Tage des heiligen Marertus auf einander geraten seien, nachdem der eine den andern unversehens von hinten angegriffen habe. Dem Angeber sei es aber schlecht bekommen. Er, der Bauer, habe nicht trüber kommen und ausfragen können, da seine Frau schwer darniederliege. Man solle den Verurteilten freigeben. Er sei unschuldig. Es war zu spät.

Zur Pflaumenernte.

Der Anbau der Pflaume hat im Deutschen Reiche neuerdings einen nicht unbeträchtlichen Rückgang erfahren. Bei der Obstbäumezählung vom 1. Dezember 1913 wurden 61 547 217 Pflaumen- und Zwetschenbäume ermittelt, etwa 5 Millionen Stück weniger als im Jahre 1900. Während die Pflaume unter den deutschen Obstarten bisher den ersten Platz einnahm, ist sie nunmehr durch den Apfelbaum überholt worden. Unter je 100 Obstbäumen befinden sich heute nur noch 33 Pflaumenbäume gegenüber 41 im Jahre 1900. Der Botaniker unterscheidet den Pflaumenbaum, auch Kirsichel oder Kirschenpflaume genannt, von der Zwetsche oder Haselnußpflaume. Eine Spielart der ersteren ist die Reineclaude, eine Abart der letzteren die Nitabelle.

Auf dem Weltmarkt spielt die Pflaume vor allem in der Form der getrockneten oder Backpflaume, der sogenannten Casarett-pflaume, eine Rolle, ein wichtiger Handelsartikel ist ferner das Pflaumenmehl. Der Hauptsiß der Pflaumenkultur sind in Europa

die Donauländer, namentlich Serbien und Bosnien. In Serbien nehmen die Pflaumengärten fast ein Zehntel der gesamten Anbaufläche des Landes ein. Der Ertrag der Pflaumenernte erreicht in günstigen Jahren mehr als 5 Millionen Doppelzentner. Serbiens Ausfuhr an Dörrpflaumen und Pflaumenmehl belief sich im Jahre 1911 auf 382 000 Doppelzentner im Wert von 14,8 Millionen Mark. Die Bereitung des Pflaumenmehls erfolgt in Serbien zum großen Teil durch handbare Rodereien, die während der Erntezeit je nach Bedarf den Standort wechseln; früher besorgten das Einkochen hauptsächlich fremde Unternehmer, die im Herbst mit ihren Dörrkammern in das Land kamen. Die Ausfuhr des Dörrrohfrühs wird jetzt behördlicherseits streng überwacht. Die geringeren Erträge dienen zur Herstellung des Pflaumenbrandweins, bekannt unter dem Namen Simowitz. Einem ebenso guten Rufes wie die serbischen und bosnischen Erzeugnisse erfreuen sich im Handel die französischen Backpflaumen. Diese werden besonders im Süden des Landes hergestellt; der Hafen Bordeaux hatte in dem guten Erntejahr 1908 einen Bestand von über 200 000 Doppelzentner Dörrpflaumen. In großem Umfang wird die Pflaume auch in den Vereinigten Staaten angebaut, vor allem in den Küstengebieten am Stillen Ozean. In dem Obstand Kalifornien allein wurden im Jahre 1910 8,75 Millionen Pflaumenbäume ermittelt mit einem Ertrag im Werte von 23 Millionen Mark.

Deutschlands Einfuhr an Dörrpflaumen belief sich im Jahre 1912 auf 245 210 Doppelzentner im Wert von 15 158 000 Mark, im Jahre 1913 sogar auf 410 700 Doppelzentner im Wert von 22 644 000 Mark. An der Versorgung des deutschen Marktes sind in erster Linie die Vereinigten Staaten beteiligt, von denen wir im letzten Jahre 270 580 Doppelzentner im Wert von 16 370 000 Mark bezogen. Aus Oesterreich-Ungarn kamen 75 200 Doppelzentner, aus Serbien 57 450 Doppelzentner; am schwächsten waren die Zufuhren aus Frankreich, die sich nur auf 4070 Doppelzentner im Werte von 468 000 Mark stellten.

Vermischtes.

* St. Bureaukratismus in Russland. Wer die russischen Behörden bisher für nicht gründlich gehalten hat, wird seine Meinung ändern, wenn er das wahre Geistesleben liest, das in der „Stampa“ als Beweis für den wirklichen „Ordnungsstimm“ der Russen mitgeteilt wird. Eine sehr bekannte Sängerin, Mitglied eines Moskauer Theaters, wollte eine Kunstreise unternehmen und ging auf die Polizei, um sich den Pass zu lassen. Der Beamte erkundigte sich, ob sie das Geluch fürchtlich aufgießt habe. „Ich glaube, es sei nicht nötig“, antwortete die Sängerin. Da gab der Beamte ihr Papier und Feder und distillierte ihr das Geluch, das geschlossen und verriegelt wurde. „Jetzt“, sagte der Beamte, „haben Sie es nur noch einzureichen.“ „Bei wem?“ fragte die Sängerin voll Verwunderung. „Bei mir natürlich.“ Er nahm es, brach das Siegel, las das Geluch aufmerksam vorersten bis zum letzten Buchstaben, wartete sich dann zu der Sängerin und sagte mit großer Würde: „Meine Dame, ich habe Ihr Geluch gelesen und bedaure sehr, es nicht genehmigen zu können.“

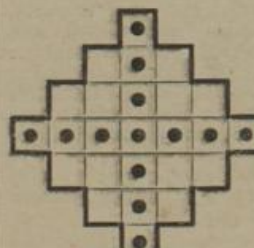
Büchertisch.

— Aus der Mappe eines Kriegsberechtigten. Im deutschen Großen Hauptquartier und bei der Westarmee. Von Julius Dirsch, Kriegsberechtigter. Erstes Bändchen. Leipzig 1915. Pöschel & Becker Verlag. 159 Seiten. — Julius Dirsch ist der einzige österreichische Kriegsberechtigter, dem es vergönnt war, die deutsche Westarmee und ihre Führer aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Schon diese Tatsache gibt seinen Berichten einige Bedeutung. Dirsch ist ein gewandter Journalist, der mit hellen Augen beobachtet und das Beobachtete mit scharfen Strichen wiederzugeben weiß.

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a a b b c d d a i i i i l l m m o o r r s s v v derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:

- 1. Einen Buchstaben.
- 2. Stadt in Italien.
- 3. Weiblichen Vornamen.
- 4. Südamerikanische Republik.
- 5. Biblischen Namen.
- 6. Musikalische Bezeichnung.
- 7. Einen Buchstaben.



Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- 1. Lh2 - d6. Schwarz.
- 2. Dg1 - g8. Kd5 - e6.
- 3. K gibt Matt. Weißliebig.